

Briefe aus meiner Osteria [Schluss]

Autor(en): **Wohlwend, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574473>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ten und schöne Erinnerungen einheimsen für seine spätere Philisterzeit.

Das kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Die zweijährige Wanderschaft quer durch ganz Deutschland gehört trotz allen Entbehrungen, trotz allen Kämpfen mit Gendarmen und Landstreichern, mit Hunger und Frost, mit Wanzen und Läusen zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens, und ich habe ihnen vieles zu verdanken.

Wieviel echte Poesie weht aus den alten Handwerksbräuchen, aus den Wander- und Herbergsliedern, den Handwerksgrüßen und -sprüchen in unsere nüchterne Zeit hinüber! Nun ist sie lange entschwunden, diese Poesie. In den Werkstätten und Gaststuben ertönen andere Weisen, und andere Sitten und Gesinnungen beherrschen das wirtschaftliche Leben. Das patriarchalische Wesen, das Meister, Gesellen und Lehrbuben verband, wird nicht wiederkehren; denn ein materieller Geist hat die Oberhand gewonnen, und der schöne Gruß „Gott

grüße und schütze das ehrbare Handwerk!“ wird, wo er noch üblich ist, als leere Formel gedankenlos gesprochen und mit Spott aufgenommen.

Aber neues Leben blüht aus den Ruinen! Es ist zu hoffen, die modernen Gebilde beruflicher Organisation werden nach langen sozialen Kämpfen endlich zur Einsicht kommen, daß auch die neuzeitliche Berufsgenossenschaft eines sittlichen Prinzips bedürfe und einer idealen Gesinnung, einer Fürsorge für das Gemeinwohl nicht entbehren könne.

Wenn wir alte Gebräuche in Erinnerung rufen, so geschieht es nicht in der Meinung, sie wieder ins Leben erwecken zu wollen. Neues Leben bedarf neuer Formen; aber wir halten es mit dem Spruche:

Am guten Alten
In Treuen halten,
Am besseren Neuen
Sich stärken und freuen
Wird niemand gereuen.

Werner Krebs, Bern.

Briefe aus meiner Osteria.

Von Max Wohlwend, Zürich.

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Vision.

Still ist es geworden um mich her. Am Himmel ziehen satte dunkle Wolken hin. Nur hie und da winkt matt und trüb ein Stern aus seiner wundersamen Welt.

Im Dorf überm See haben die Menschen die Lichter gelöscht. Nur hier auf meinem Tisch zittert noch eine einsame Flamme. Ich schaue hinaus in das gähnende Dunkel der lautlosen Nacht. Müde bin ich. Ich merke schon, wie das Bewußtsein hinüberdämmert in ein stilles einschläferndes Brüten. Der Kopf fällt in die weichen Kissen zurück, und der Schlaf schmiegt sich um die müden Glieder. Die Augen fallen mir zu.

Wer ruft? Ich höre eine Stimme meinen Namen rufen! Ich horche auf. Niemand hat gerufen. Seltsam, wie der Mensch —

Wer ruft? Ha, da ist sie wieder, die wilde Sehnsucht, der große Schmerz, der so schwer auf die Brust drückt. Geliebte! Müde öffnen sich die Lider, und ich schaue

wieder in das Dunkel hinaus, das sich so endlos weitert und dehnt.

Das Herz pocht laut und wild. Da sehe ich in weiter Ferne sanft und mild das stille Leuchten Deiner schönen Augen, liebe Frau. Aus leichten Nebelschleiern löst sich Deine herrliche Gestalt. Schleier auf Schleier wirft Deine schmale weiße Hand zurück. Und jetzt fällt auch der letzte Schleier: wie die Sonne die Nacht scheucht, so küßt mir Deine Liebe den Dämmer von den Augen und zeigt mir eine Welt voll Freude und Glück. Du trägst Dein Licht in alle Ecken, und in jedem Winkel klingt Dein sonniges Lachen. Du bringst dem kranken Herzen Trost. Und trete ich ein in den Garten Deiner Liebe, dann ist mein Herz voll Wonne und Lust. Aus Deinem Garten ist die Zeit verbannt. Er ist unendlich, und in ihm fallen die Blüten nicht ab, und die Blumen welken nicht weg. Aus ihren Kelchen trinke ich den milden Wein der Vergessenheit. Geliebte, ich halte Dich fest in meinen Armen und trotz

jedem Sturm und dem Tod. Und sollte mein Arm einst erlahmen, dann küsse meine Augen und trinke das Licht, das in ihnen noch leuchtet. So werde ich Dein sein mit ganzer Seele.

Oh, verlasse mich nicht! Lege Deine kleine weiße Hand auf meine heiße Stirn!

Warum hebst Du die Schleier wieder auf? Du hüllst dich wieder in den weißen Duft und fliehst zurück in die dunkle Nacht.

Ich bin müde – so müde – und möchte schlafen...

Ist es denn möglich, daß mich jetzt die Sonne geweckt hat und nicht Dein Kuß?

Was habe ich Dir denn eigentlich geschrieben? Auf jeden Fall lese ich es nicht mehr, sonst müßtest Du wieder zu lang auf einen Brief von mir warten, und das wäre doch ungezogen von mir, nicht? Kopf hoch, mein Kind, und schau mir in die Augen: Hast Du mich lieb?

Mutter Amalia.

Ich war heute wieder einmal auf dem Monte Rosso. Dort liegt eine liebe Frau schon seit fünfzehn Jahren im Bett. Fünfzehn Jahre! Sie hat eine Rückgratlähmung. Man würde aber fehlgehen, in ihr ein mageres, bleiches, eingefallenes Mütterchen zu suchen; denn die Mutter Amalia ist lebendiger als alles Lebendige unter der Sonne. Kaum daß man die Grenzen ihres kleinen Besitztums überschreitet, so spürt man auch schon den besonderen Geist dieser Frau. Wenn man die Bäume, die Sträucher, die Weinstöcke ansieht, so ist man sofort davon überzeugt, daß da eine Herrin von besonderem Schläge waltet und schaltet. So, und nun komm Du nur mit in die Stube herein, dann weißt Du sofort, daß dort im Bett in der Fensterecke das Herz pocht, dessen Schläge die kleine, aber stolze Welt beherrschen. Nun sieh Dir einmal das Bett an! Es ist ein Himmelreich der Bequemlichkeit. Die Mutter Amalia dachte eben in all den Jahren ihrer Krankheit darüber nach, wie es sich selbst auf dem kleinsten und engsten Platz auf dieser Welt angenehm leben läßt. Die Tochter hatte alle Arten von Kissen, von Polstern nähen müssen, und die Söhne halfen ihrer Mutter alle erdenklichen Dreh- und Hebevorrichtungen aus-

findig machen. Dieses Bett ist eine geniale Maschine, die den Willen der Mutter Amalia zu irgend einer Veränderung im Liegen sofort und ohne viel Mühe in die Tat umsetzt.

„Na, Mutter Amalia, wie geht es denn?“ begrüßte ich sie heute.

„Ach ja, Herr, es geht immer besser,“ lachte sie laut, indem sie mir eine neue Einrichtung vordemonstrierte, durch die sie nun selbst die Fenster öffnen kann. Ich setzte mich zu ihr ans Bett und streckte meine Hand in die ihrige. Ich fühle mich dann wie einst bei meiner eigenen Mutter so recht zu Hause.

Was wir uns erzählen? Ich habe angefangen, die Mutter Amalia für das innere Leben der Tiere zu interessieren. Wenn sich nun auch die gute Frau zuerst gegen den Gedanken sträubte, daß außer dem Menschen noch andere Wesen eine Seele haben können, so ist sie doch heute umsomehr davon überzeugt, daß ihre Ziegen mehr in sich haben als den Drang zum Fressen und Medern. Sie hat sich schon so weit mit den Tieren verständigt, daß sie jeden Morgen in die Stube kommen und auf ihre Art den Morgengruß bringen. Mutter Amalia läßt es sich nicht nehmen, die Ziegen das teure italienische Salz aus ihrer Hand lecken zu lassen. Der heilige Franz hat gewiß nicht herzlicher gelacht, als die einfache Bäuerin lacht, wenn sie den Ziegen zusieht, wie sie mit lebhaft wackelndem Schwänzchen die Stube verlassen. Und wenn dann erst das rostige Medern vor der Türe ertönt, mit dem die Ziegen ihren Dank abtatten, dann leuchtet Mutter Amalias ganzes Gesicht. Doch auch die Hühner sind in ihren Augen nicht mehr bloße Flatterwesen. Im Laufe des Tages gackert hie und da so ein Huhn herein. Jedes Glied dieses possierlichen Volkes hat seinen besonderen Namen. Favorito hat sie ein Huhn getauft, das gewöhnlich nach dem Mittagessen hereinkommt und auf die Bettlade über dem Kopf der Mutter Amalia fliegt und dort mit halbgeschlossenen Augenlidern sitzen bleibt. Da solltest Du nun erst hören, was die Mutter Amalia alles von der Anhänglichkeit dieses außerordentlichen Huhnes zu erzählen weiß. Ueber all dem ver-

gibt sie aber nicht, daß ein Ziegenbraten gut schmeckt, und das Rezept für Risotto con pollo habe ich ihr abgeguckt.

Das gute und tapfere Herz der Mutter Amalia lernt man aber erst recht im Wesen ihrer Kinder kennen und schätzen. Da ist ein Sohn, ein stiller Mensch, dem jedes Wort seiner Mutter heiliger ist als all die frommen Bildchen und Sprüche an der Wand. Und die Hauptsache: dieser junge Mann hat Freude an seiner Arbeit. Wenn am Abend seine groben Bauernhände der Gitarre die wohlgefundene Begleitung zu irgend einem einfachen Lied ablocken und er aus vollem Herzen die anspruchslosen Verse in die Welt hinaus singt, dann sieht es sich an, als ob er den Segen der Arbeit in sich verkörpere. Und dafür möchte man sich ihm dankbar zeigen.

Ein zweiter Sohn ist bei der Straßenbahn in Neu-York angestellt. In jedem Zimmer hängt oder steht ein kleines Bild von ihm, und weiß Gott, dieser Sohn lebt auf dem Monte Rosso gerade so, als ob er leibhaftig zu Hause wäre. Alle drei Jahre kommt er für sechs Monate nach Hause, und daß er kommt und wieder fortgeht, das ist nur am ersten und letzten Tage an den Tränen seiner Mutter und Geschwister zu sehen. Man muß das miterlebt haben, man muß in die kleinen Herzen mit ihrer großen Liebe hineingeschaut haben, um die Schönheit, um ihr Dasein mit Bewunderung und Entzücken zu begreifen.

Lisetta ist die Tochter. Ich will nicht weiter von ihr erzählen. Nur das eine. Als ich heute bei der Mutter Amalia am Bett saß, wies plötzlich die Frau mit der Hand nach dem Garten hinaus. Dort stand Lisetta an einen Baum gelehnt. Sie ist nicht schön, aber angenehm und lieb. Ihre körperliche Vollendung ist zum Abschluß gebracht. Heute aber steht sie da, ein junges Weib, rein und keusch, in der ganzen Schönheit der unbewußten Allmacht ihres Geschlechts. Von jener unbestimmten, süßen Sehnsucht befangen, saugt Lisetta den duftigen Hauch des kühlen Abendwindes ein, mit einer Begierde, als vermöchte er die wunderbar geheimnisvollen Gefühle auszulösen. Dem liebevollen und sorgenden Blick

der Mutter Amalia aber sehe ich an, daß sie stolz auf ihre Tochter ist.

Das Klavier.

„Haben Sie ein Klavier im Haus?“

Die Frage gab mir einen Stich ins Herz. Ist es denn möglich, daß ich bis jetzt niemals daran dachte, daß es auch Klaviere gibt auf dieser Welt! Die plötzliche Erinnerung an das herrliche Instrument brachte mich ganz aus der Fassung.

„Nein, nein!“ rief ich und spürte dabei, wie mir der Kopf heiß wurde und sich die Augen trübten.

„Schade, wirklich schade!“ sagte da der Herr. „Aber hören Sie einmal, wäre es denn nicht möglich...“

„Ja, ja, natürlich ist es möglich, daß...“

„Was denn?“

„Ach, entschuldigen Sie, ich bin – ich weiß es nicht...“

Da lächelte der Herr: „Merkwürdig. Also passen Sie auf: Ich werde mich hier für zehn Wochen einmieten. Besorgen Sie ein Klavier, ein gutes Klavier. Verstehen Sie sich denn auf das Instrument?“

Heute kam das Klavier von Luino herüber. Von dem Augenblick an, als ich das Klavier auf dem Schiff entdeckte, zitterte ich am ganzen Leib, und bis es im Zimmer stand, brachte ich kein vernünftiges Wort heraus. Die Angelina mußte alle Anordnungen treffen. Und dann, dann schloß ich die Tür hinter mir ab und setzte mich ans Klavier. Es war mir, als säße ich im Theater. Ich sah deutlich die hundert Lichter des großen Leuchters verfliegen. Jene seltsame Dämmerung trat ein, die gesprächige Menschen zur plötzlichen Ruhe zwingt, das Wechselspiel neugieriger Augen auf einmal unterbricht, die gleichgültig Darsitzenden aufrüttelt und ihre Nerven spannt, liebeheischende Blicke löscht und den ganzen Raum mit fiebernder Erwartung füllt. Es sind ja nur wenige Augenblicke. Aber diese Augenblicke bedeuten mehr an innerem Erleben als all die Tragik und Komik, die sich nachher während zwei oder drei Stunden auf der Bühne abspielt. Ich bin ganz Ohr und ganz Auge. Alle Empfindungen liegen frei, gereinigt von allen Ueberbleibseln der Vergangenheit.

heit, gesichert vor jedem Eingriff des Denkens.

Das Klingelzeichen ist gegeben. Meine Hände sind vorgestreckt. Die Finger berühren die Tasten. Sie zittern, als scheuten sie vor der Berührung. Ich schaue mich nochmals um. Der Vorhang geht auf. Ein wahrer Taumel erfasst mich. Ich höre es jauchzen und jubeln um mich her. Alles scheint sich von mir zu lösen. Leicht und weich fühle ich mich in die Schwebe gehoben.

Und dann war es auf einmal wie ein seliges Erwachen. Ich fühle aus all den Tönen den Jubel meiner eigenen Seele heraus. Plötzlich bliken tropfenweise Gedanken aus der Welt meines Bewußtseins auf. Die Finger fangen an, meine bewußten Vorätze zu interpretieren, und jeder Ton wird zum greifbaren Erlebnis.

Dann wieder geschah das Wunderbare, daß die Töne die Grenzen des Verstehens überschritten. Sie perkten aus den Fängen des Verstandes heraus und fielen gleich singendem Regen aus irgend einem Wunderland auf mich herab.

Ich weiß nicht, wie lange ich am Klavier gesessen habe; aber wie ich wieder der wirklichen Welt angehörte, da war mir tatsächlich zu Mute, als sei ich soeben aus einem Himmelreich auf die Erde gefallen. Es war alles so neu um mich her. Ein jedes Ding hatte wieder seinen besonderen Glanz. Als ich vors Haus trat, da schien mir die Welt so schön und gut, daß mir vor Freude das Herz ganz wirt zu klopfen anfing. Der erste bestimmte Gedanke war: Bin ich ein Kind? Bin ich wieder jenes Kind, das in den alten Straßen und Gassen herumtollt? Ist jene Zeit wieder gekommen, in der jeder Tag neues Erleben bedeutete, die Erkenntnis neuer Daseinsformen brachte? Brechen jene Tage wieder heran, jene Tage ohne Zeitmaß und Stundenprogramm? Ja damals! Da stand man jenseits der Grenzen einer zusammenschrumpfenden Begriffswelt. Es war eine Zeit so voll zuversichtlichen Glaubens und daseinsfreudigen Hoffens, die jeden Tag neue Ziele und Wünsche hervorbrachte, unbekümmert darum, ob die alten erreicht und erfüllt und die neuen erreichbar und erfüllbar seien. Damals fand man auch

noch Brücken, die in jene Welt der seligen Träume hinüberführen, wo auf jeden Wunsch gleich die Erfüllung folgt und ein gütiger Gott das Unmögliche möglich macht, wo Denken schon Handeln heißt und alles Wollen zum Ziele führt – eine Welt, in der das farbenfreudige Lügenspiel einer unbegrenzten Einbildung als beglückende Wahrheitserkenntnis hingenommen wird...

Dann kam mir in den Sinn, daß ich Dich liebe und daß mich Deine Liebe jung macht, so jung, daß mich die Sehnsucht plagt, bis einst die Jugend aus Dir und aus mir herauswächst, Gestalt annimmt, lacht und schreit und hüpfet und uns mit glänzenden Augen anschaut als der lebendig gewordene Ausdruck unserer göttlichen Erdenwünsche.

Alles um Liebe.

In einer Stunde bist Du hier. Ich schreibe Dir den letzten Brief, den Dir die Angelina bei Deiner Ankunft am Schiffssteg zum Empfang übergeben wird. Lies ihn genau. Lies ihn zweimal, ehe Du einen Schritt weiter oder gar rückwärts tust.

Bedenke, daß Dein Schritt über meine Schwelle Dich bindet. Nicht an mich, sondern an das, was eine Frau wie Du mit Liebe und Haß, mit Ehre und Schmach, mit Stolz und Erniedrigung bezeichnet. Bedenke, daß mich Dein Kuß befreit aus all der Not und Pein der Einsamkeit, daß mich Dein Blick erlöst von aller Reue über Deines Daseins Sieg. Bedenke, daß Dein Kommen alle Fesseln sprengt, die die Vergangenheit uns auferlegt.

Ich fühle bis zur klarsten Gewißheit, daß der Roman zu Ende geht, in dem ich die Hauptrolle mit mehr oder weniger Geschick gespielt. Die stille Kerze in meiner Brust brennt ab. Ihr Licht war mir heilig. Es leuchtete über mich hinaus und brachte mich dem Himmel näher. Ich sehe ihrem Sterben ruhig zu. Ich habe in den letzten Tagen nie mehr an eine Flucht gedacht und nie mehr das Verlangen gehabt, daß die einsame Kerze wieder fröhlich leuchte. Ich fühle Deine Nähe. Und sieh, ein Hauch löscht das Licht. Wo ist nun der neue Anfang? Wo beginnt er? Hier? Nein, nicht hier. Daß

uns ein neues Glück suchen; denn das alte kann ich nicht mehr teilen. Es hat in meiner Brust sein Nest gefunden, in dem es schlafen will und träumen.

Wenn Du kommst, sprich nicht von mir, von meiner Einsamkeit und meinen Blumen und Bäumen. Sprich auch nicht von jenen Menschen, die einen Platz in meinem Herzen haben. In Dir muß der neue Anfang beginnen. An Deiner Brust muß ich die neue Freude schlagen hören, und in Deinen Augen soll der erste Schimmer unseres neuen Glückes aufblitzen. Von Deinen Lippen saug' ich mir den neuen Schmerz.

Weib! Ein einziger Hauch - Dein kleiner Finger, und mein Herz brennt und schlägt Flammen, die Dich verzehren, um

Dich rein und schön dem Leben zurückzugeben.

Zu spät! Ich sehe Dich kommen. Allmächtiger Gott, gib mir die Kraft, daß ich nicht von meinem Posten weiche. Ich muß bleiben wie ein Steuermann auf einem glückhaften Schiff, ruhig und kalt. Ich müßte sterben, wenn ich den Platz verlasse, weil das Glück auch sterben würde auf seiner Siegesfahrt. Ich sehe Dein Gesicht und darf weder weinen noch lachen. Es trifft mich Dein forschender Blick, und ich darf nicht bekennen. Alles nur um Dich, Deine Liebe, unser Glück!

Ich höre Dich die Treppen heraufkommen. Entsetzliches Warten!

Jetzt bist Du vor meiner Tür - warum zögerst Du?

Sunde totschlagen.

Nachdruck verboten.

Zu den Todsünden des großen Bürgermeisters in Zürich (Waldmann, enthauptet 6. April 1489) zählt auch die Anordnung, daß die großen Bauernhunde totgeschlagen werden sollen, und unsere Kinder, die das in der Schule hören, entsetzen sich über eine solche Rücksichtslosigkeit. Waldmann befindet sich aber in guter Gesellschaft. Auch die frommen Stadtväter in St. Gallen haben sich gegen die Uebersahl der Hunde mit kurzem Bedenken dadurch erwehrt, daß sie des öftern ein allgemeines Abschachten angeordnet haben, hier mit dem speziellen Begründen, daß die schlecht erzogenen Bierfüßer auf den Bleichen lästig fallen, indem sie mit ihren schmutzigen Pfoten auf die zum Bleichen ausgebreiteten Tücher hintraten.

Die erste Eintragung im Ratsprotokoll, 4. September 1554, sagt kurz: „Hundenhalb. Wenn ain monschlein wirt, sol man die hund schlagen“, d. h. zur Zeit des nächsten Vollmondes soll die Schlächtereier vorgenommen werden. Die kurze Fassung der stadträtlichen Anordnung läßt mit aller Sicherheit vermuten, daß das schon öfter verfügt worden war.

Am 31. August 1556 wurde dann wieder beschlossen: „Hünd schlagen. Ist angesehenn, die Hünd schlagen ze lassen nach dem des Herrn tisch gehalten worden“, also nach dem nächsten kirchlichen

Festtag, nach dem Genuß des h. Abendmahls.

Aus einer Protokolleintragung vom 27. Januar 1558 erfahren wir, daß der Scharfrichter jeweilen der Hundepilage zu begegnen hatte: „Hund schlachenn. Ist angesehenn, dem nachrichter zebefelhenn, das er die Brechhinen (die männlichen Hunde) sölle schlachenn, wo er die finde und zu welcher Zit Im Jar das sye, deßglichen die grossen Hund umb dmehi uf dMehg schlachenn: damit man Tren abhomme.“

Am 10. August 1562 wird bestimmt, wieviel der Scharfrichter für seine Arbeit zu fordern habe: „Wenn der nachrichter ainen Brechhen schlecht (totschlägt), soll man Im 1 Behemsch und von ainer hüntten (Hündin) 2 behemsch gebenn“, also 1, bezw. 2 böhmische Gulden.

Das Herz der Herren Räte taute aber doch wenigstens teilweise auf, wenn sie am 13. März 1567 auskünden: „Hund schlachen. Ist angesehen, die großen und wüsten Hund zeschlachen und das sy die khlinen Huzhünd nitt schlachenn söllind.“

Doch soll man 1568 (13. Mai) wieder „schlachen morgens unnd mitt den tag dise wuchen uf“, also während der ganzen Woche.

1579, am 10. Februar: „Der Hund halb. Ist erkhemnt: das man Jez am Sambstag sölle durch Stömplin ain Ruf